

im kirchlichen Alltag eine Form kirchlichen Widerstandes war oder ob man etwa *Gordon Zahn* zustimmen müßte, der formuliert: „Seine (des deutschen Katholiken) örtliche Pfarrgemeinschaft, die kirchlichen Organisationen, denen er angehörte, der Inhalt der Gottesdienste, die er besuchte – alles spornte ihn an, den Krieg aus ganzem Herzen zu unterstützen und bereitwillig sein materielles Wohlergehen zu opfern, um dessen erfolgreichen Verlauf zu gewährleisten. Seine eigene innere Frömmigkeit wurde durch die wiederholten Zusicherungen angeregt, daß der Tod in der Schlacht ein Heldentod sei, der mit dem Märtyrertod auf einer Stufe stehe und ein sicheres Mittel darstelle, den Zutritt zur ewigen Seligkeit zu erlangen; seine Hingabe an seinen Gott verwandelte sich zur Überzeugung von der moralischen Verpflichtung, den Befehlen der weltlichen Obrigkeit zu gehorchen...“²⁶

Dr. *Rainer Bendel*, kath.-theologisches Seminar, Abt. Kirchengeschichte, Liebermeisterstraße 12, 72076 Tübingen

HINWEISE UND BERICHTE

Grete (Marguerite) Reich – Suche nach den Lebensspuren eines Menschen

Von Ingrid Stock-Döring, Bielefeld

Vor wenigen Jahren wurde eine Straße in Bethel in Grete-Reich-Weg umbenannt – eine Geste des Erinnerens und Gedenkens an einen Menschen, der eine Zeitlang hier lebte und wenig später einen gewaltsamen Tod als eines der millionenfachen Opfer nationalsozialistischer Gewaltherrschaft erlitt.

Entsteht Gedenken ohne die Vorstellung eines Menschengesichtes, eines individuellen Lebens? Wohl kaum. Wie ist es möglich, Jahrzehnte später hinter dem Namen ein persönliches Schicksal sichtbar werden zu lassen, das Interes-

se und Teilnahme weckt bei den Besucherinnen und Besuchern unseres Instituts am Grete-Reich-Weg?

Die Suche nach Lebensspuren begann vor fast zwei Jahren. Sie wurde mehr und mehr zu einer Aufgabe für mich, die vieles bedeutete: Zuwachs an Wissen um historische Tatbestände und ihre Auswirkungen auf das Alltagsleben und die Schicksale von Menschen; einen neuen Blick auf Häuser, Straßen und Plätze in der Stadt, in der ich lebe; schriftliche und persönliche Kontakte zu Menschen, denen ich auf

der Spurensuche begegnet bin; Entdeckerlust, wenn auf unwahrscheinlichen Wegen doch noch Informationen gewonnen werden konnten, und oft auch belastende emotionale Beteiligung, die mir dennoch wichtig geworden ist.

Die Fakten, die ich bei meiner Suche zusammentragen konnte, sind überschaubar und lassen sich leicht darstellen. Wichtiger ist mir, zu beschreiben, wie während meiner Versuche die Lebensspuren von Grete Reich, anfänglich blaß, undeutlich, allmählich erkennbarer und eindrucksvoller wurden, und wie sie eingefügt sind in ein Muster anderer Lebensspuren, miteinander verbunden durch das Schicksal jüdischer Herkunft, Verfolgung, Überleben oder Tod.

1. Wer war Grete Reich?

Sie wird am 17. 3. 1898 in Hamburg geboren, später lebt die Familie in Kassel. Das Kind heißt eigentlich Marguerite, aber auch bei den Angehörigen wird daraus ‚Grete‘. Als fünftes von sechs Kindern lebt sie in ihrer Familie in einer scheinbar gesicherten bürgerlichen Welt. Der Vater ist ein angesehener Kaufmann, ein Onkel hat als Arzt an der Entwicklung eines neuen Epileptikums mitgewirkt.

Nach einem Unfall in der Schule treten bei der Dreizehnjährigen Anfälle auf. Grete Reich lebt bis 1938 in der Familie und arbeitet im Büro des Vaters.

Kurze Klinikaufenthalte sind bekannt. 1937 wird in einem fachärztlichen Gutachten Gretes Anfallsleiden als genuine Epilepsie beurteilt – es scheint, daß die Familie sich zunächst erfolglos gegen diese folgenreiche Diagnose gewehrt hat. 1938 kommt es nach dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ zur Zwangssterilisation.

Zu dieser Zeit fällt die Familie auseinander. Drei Geschwister mit ihren Angehörigen wandern nach Südafrika und Australien aus. Der über siebzigjährige verwitwete Vater zieht mit sei-

ner kranken Tochter nach Bielefeld. Eine ältere Schwester von Grete Reich hat hier in eine gutsituierte jüdische Familie geheiratet und lebt im Haus der Schwiegereltern in der Stapenhorststraße 35 (dem jetzigen Haus der jüdischen Gemeinde). Hier findet auch der Vater Unterkunft.

Grete Reich wird am 22. 6. 1938 in Bethel als Patientin aufgenommen.

Wie war 1938 die Lebenssituation jüdischer Menschen in Deutschland? Die beruflichen Existenzmöglichkeiten waren seit 1933 systematisch eingengt und vernichtet worden, eine immer unbarmherzigere Ausgrenzung aus allen Bereichen öffentlichen Lebens vollzog sich, Auswanderung war mit schwer überwindbaren Schwierigkeiten verbunden – ein Ausweg, der sich für Grete Reich jedenfalls nicht ergab.

Grete Reich, die jetzt wie alle jüdischen Frauen den vom Staat aufgezungenen zweiten Vornamen Sarah trägt, lebt zwei Jahre lang in Bethel, in Mara, in Lydda und zeitweilig in Adullam. In den Erinnerungen einer alten Dame, einer ehemaligen Mitbewohnerin, war Grete Reich freundlich und hilfsbereit. Aus der Krankengeschichte und Stationstagebüchern entsteht ein anderes Bild, das eines Menschen, der unglücklich und erregt und am Ende auch verzweifelt auf seine Situation reagiert. Ein ernsthafter Selbstmordversuch und das wiederholte ‚Entweichen‘ zur Schwester sind dokumentiert.

Im September 1940 wird Grete Reich zu ihrer Familie entlassen, einen Tag, bevor die wenigen noch in Bethel lebenden anderen jüdischen Patienten in die Anstalt Wunstorf verlegt werden, eine sogenannte Sammelanstalt, fast immer die erste Station vor der Ermordung der Kranken.

Rettung für Grete Reich bedeutet die Entlassung zur Familie nicht. In dem ehemaligen Privathaus der Schwester in der Stapenhorststraße, in dem inzwischen ein jüdisches Altersheim eingerichtet worden ist, lebt Grete Reich zusammen mit ihrem erblindeten Vater und der Schwester bis zu ihrer ge-

²⁶ G. C. Zahn, *Die Deutschen Katholiken und Hitlers Kriege*, Graz 1965, 232 f.

meinsamen Deportation am 31. 7. 1942. Über die Lebensbedingungen der Menschen im Altersheim ist nichts bekannt. Es wird ein elendes, von Not und Angst bedrücktes Leben gewesen sein.

Nach der Deportation, mit der das Altenheim im Juli 1942 aufgelöst wurde, sterben wahrscheinlich alle Heimbewohner in Theresienstadt oder in den Gaskammern von Auschwitz. Auch Grete Reich und ihre Schwester Dora gelten als in Auschwitz verschollen.

2. Stationen auf der Spurensuche

a) *Akten*: Erinnerung an eine lange zurückliegende bestürzende Erfahrung: Eine Jugendamtsakte in Berlin über drei Generationen einer Familie, ein Haus, eine Wohnung mit den Möbeln deportierter jüdischer Menschen, Aktenvermerke auf vergilbtem Papier, die die Verwaltungsvorgänge von damals so unbeteiligt beschreiben wie die sozialen Auffälligkeiten der eingewiesenen Familie – Menschen werden vertrieben und sterben, die Welt hat einen furchtbaren Krieg kaum überlebt, Akten als Zeugnisse verwalteten Lebens überdauern.

Über Grete Reichs Lebensspuren gibt es Wäsche- und Zahnarztrechnungen, polizeiliche Meldebestätigungen, ärztliche Gutachten, Briefwechsel mit den Angehörigen, eine gewissenhafte Abrechnung der Gebühren für die nach der erzwungenen Namensänderung ausgestellte neue Kennkarte mit Lichtbild und für die vierteljährlichen Abbuchungen der Unterbringungskosten vom Sparguthaben, das Grete Reich mit nach Bethel brachte¹.

Stationsberichte lassen deutlich werden, daß die Anstaltsaufnahme vielleicht Hilfe bot, aber keinen Schutz vor

der immer bedrohlicheren Situation, die Grete Reich offenbar sehr bewußt erlebt hat. Politische Gespräche im Schlafsaal lösen starke Erregung aus, Beruhigungsmittel und Isolation verhindern nicht, daß den verzweifelten Äußerungen, nicht mehr leben zu wollen, ein Selbstmordversuch folgt, der im letzten Augenblick verhindert wird².

Aus dem letzten Stationsbericht im Juli 1940: „Wir holten sie mit Gewalt aus dem Bett und brachten sie in den Garten zu den übrigen Kranken. Sie sträubte sich mit Händen und Füßen, wollte allein bleiben. Als alles nichts half, saß sie bis zum Abend zusammengekauert im Sessel, aß auch abends nicht. Am anderen Morgen war sie wieder vernünftig.“³

Ob es Menschen gab, die sich der Verzweifelten annahmen? In den Akten – die Eintragungen sind sorgfältig von Hand geschrieben – steht darüber nichts.

b) *Bethelarchiv*: War es üblich, daß in Bethel jüdische Patienten untergebracht wurden? 1930 lebten nach einem Brief aus der Hauptkanzlei etwa sechzig Menschen jüdischer Konfession oder Abstammung in den von Bodelschwingschen Anstalten. „Es wird bei uns keinerlei konfessioneller Unterschied gemacht bei der Aufnahme von Kranken... Von einer antisemitischen Einstellung der Anstalt kann selbstverständlich keine Rede sein. Genau so, wie es unter den Anstaltsmitarbeitern Menschen gibt, die republikanisch sind oder sozialistisch denken, mag es auch Leute geben, die antisemitisch sind. Das wirkt sich jedoch in keiner Weise im Leben und in der Art der Anstalten aus und findet vor allem keinen Rückhalt in der Anstaltsleitung, die in politischen Dingen völlig frei ist.“⁴

1933 ist die Situation ganz anders. Dringende, flehentliche, verzweifelte Briefe erreichen die Anstaltsleitung, geschrieben von Menschen, die selbst unter Verfolgung leiden oder als Gemeindemitglieder der Kirche, in ihrem Gewissen belastet von der Not jüdischer Mitmenschen, auf ein politisch wirksames Wort der Kirche warten. „Ist das, was jetzt den Juden geschieht, vereinbar mit der Lehre der christlichen Religion? Bisher hat sich die christliche Geistlichkeit in der Öffentlichkeit nicht gegen den Vernichtungswillen aufgelehnt. Sie würden gehört werden. Helfen Sie und helfen Sie bald!“

Aus einem anderen anonymen Brief: „... der Gedanke an meine Kinder zwingt mich immer wieder einen Weg zu den Herzen mitfühlender und vielleicht auch einflußreicher Menschen zu suchen... Muß ich nicht an einem Staat und einer Gesellschaftsordnung zu Grunde gehen, die mir alles nimmt, und mich sogar zwingt, mein innerstes Selbst zu vergewaltigen?... Als ich meinen großen Kindern gegenüber einmal eine Andeutung machte (Anmerkung: Über die verheimlichte jüdische Abstammung), hielten sie das für einen köstlichen Witz. Wie könnte ihre Mutter... einen Topfen oder mehr dieses allgemein verachteten Blutes haben! Es ist ja nicht nur das, daß ja die in der Auslandspresse soviel bespöttelte nichtarische Großmutter durch einen Zufall doch entdeckt werden kann, aber meine Kinder müssen nach dem Gesetz einfach verhüngern, wenn ich nicht lüge... Ich habe einen Bruder und eine Schwester, die begeisterte Nationalsozialisten sind. Mein Bruder hat Beruf und Familie der Partei geopfert, heute bricht er unter der Lüge fast zusammen... Wenn wir uns und unsere Kinder, unseren Namen und unser Glück opfern sollen, muß es doch für ein großes und heiliges Ziel sein. Aber um mich sehe ich nur Lüge und Feigheit und brutalen Daseinskampf... Ich

bitte Sie so sehr, ich weiß niemand, an den ich mich wenden kann... Es muß doch einen Weg geben, um für uns einzutreten... Wir sind ja ärmer als Ihre allerärmsten Krüppel! Helfen Sie uns!“⁵

Hat es Versuche gegeben, zu helfen? Ich habe Hinweise gefunden auf Bemühungen innerhalb der Bekennenden Kirche, an denen auch Bethel beteiligt war, sich um die seelische, geistliche und existentielle Not der verfolgten nichtarischen Gemeindemitglieder zu kümmern. Dabei waren offenbar Alte, Kranke und Pflegebedürftige, die keinerlei Möglichkeiten zur Auswanderung hatten, besonders im Blick der Hilfeüberlegungen, als sich 1938 die Situation als immer auswegloser zeigte⁶. Jüdischen nichtgetauften Mitmenschen galt diese Sorge aus dem Gebot der Nächstenliebe nicht!

Auch innerhalb der Evangelischen Kirche mit ihrer traditionellen Bindung an den Staat und der bürgerlich-nationalen Prägung der meisten Menschen in den Gemeinden waren antisemitische Einstellungen üblich, zumindest aber eine innere Distanz gegenüber dem jüdischen Leiden. Diese Haltung und der sofort nach der Machtergreifung 1933 einsetzende Terror wirkten zusammen und verhinderten ein entschiedenes Eintreten für die verfolgten Menschen.

Aus der Antwort des Anstaltsleiters auf einen anderen persönlichen Brief im April 1933: „Auch mir liegt diese Frage und Not sehr auf dem Herzen. Wenn man in den letzten 20 Jahren das öffentliche Leben besonders in den Großstädten gesehen hat und dabei die Flut von Schmutz, Zersetzung und Unwahrheit, die aus entartetem jüdischen Geist in unser deutsches Volk hineingeflossen ist, kann man wohl verstehen, daß eine kräftige und harte Reaktion dagegen geschichtlich unvermeidlich war. Und in revolutionären Zeiten lassen sich Ausschreitungen nicht ganz vermeiden. Aber es ist ja deutlich, daß auch in diesem Fall viele edle und in-

¹ Akten des Archivs der von Bodelschwingschen Anstalten Bethel. Bethelkanzlei Nr. 16 777.

² AaO, Krankheitsgeschichte/Stationsberichte 1939f.

³ AaO.

⁴ AaO, Hauptarchiv Bestand 2/37-86, 9. 5. 30.

⁵ AaO, 27. 10. 33.

⁶ AaO, Hauptarchiv Bestand 2/38-150.

nerlich gute Menschen das leiden müssen, was ihre Volksgenossen gesündigt haben. Man kann nur wünschen – und das scheint sich ja anzubahnen – daß die notwendige Einschränkung des jüdischen Einflusses aus dem Bereich der Volksleidenschaften in gesetzliche Bahnen geleitet wird. Wo wir können, versuchen wir von hier aus dahin zu wirken, daß Ungerechtigkeiten und Quälereien vermieden werden. Aber öffentlich kann man darüber bei den heutigen Verhältnissen nicht sprechen...!“⁷

Zwischen 1937 und 1940 leben offenbar noch vierzehn jüdische Frauen und Männer als Patienten in Bethel und Eckardtsheim. Hilfe und Sorge für diese Menschen enden mit dem Erlaß des Reichsministers des Inneren vom August 1940: „Betrifft: Verlegung geisteskranker Juden. Der noch immer bestehende Zustand, daß Juden mit Deutschen in Heil- und Pflegeanstalten gemeinsam untergebracht sind, kann nicht weiter hingenommen werden, da er zu Beschwerden des Pflegepersonals und von Angehörigen der Kranken Anlaß gegeben hat. Ich beabsichtige daher, die in den – der – nachbezeichneten Anstalten – Anstalt – untergebrachten Juden am 26. oder 27. September 1940 in eine Sammelanstalt zu verlegen“...⁸

Am 21. 9. 1940 werden sieben Patienten an die Sammelanstalt für jüdische Kranke in Wunstorf abgegeben, nachdem Bemühungen erfolglos geblieben waren, sie in ihre Familien oder in andere, damals nicht bedrohte Heime zu entlassen. Zu dieser Zeit war das Leben der Bethelpatienten bedroht durch die Krankentötungen im Rahmen der sog. Euthanasie-Aktion T 4. Es war äußerst ungewiß, ob die unablässigen Bemühungen des Anstaltsleiters Erfolg haben würden, eine Einstellung der Aktion oder wenigstens einen Auf-

schub zu erreichen. Für die jüdischen Patienten, die als doppelt stigmatisierte Kranke angesehen werden mußten, sah man in Bethel offenbar keine Chance zur Rettung⁹.

c) *Stadtarchiv*: Lebensspuren von Grete Reich und der Familie der Schwester finden sich auch in den umfangreichen Dokumentationen des Stadtarchivs. Es gibt Namen und Adressen von Menschen, die Grete Reich gekannt haben könnten. Außerdem finde ich eine Fülle von Informationen und Dokumenten, die die Vergangenheit wieder lebendig werden lassen.

Ich werde nicht mehr durch die Straße, in der ich wohne, gehen können, ohne zu wissen, daß hier zumindest drei jüdische Familien in jenen Jahren ihr Zuhause verloren haben, zwei Menschen sich das Leben nahmen, um der angekündigten Deportation zu entgehen oder um den nichtjüdischen Familienangehörigen Erleichterungen zu verschaffen, und ich weiß auch, daß damals in unserem Haus der Verfasser der „Bielefelder Kriegschronik“ wohnte, der die Fotos von der ersten Deportation in Bielefeld im Dezember 1941 mit hämischen Kommentaren versah¹⁰.

Über die Dokumente des Stadtarchivs finde ich eine erste mögliche Erklärung dafür, daß 1940 die Bielefelder Anschrift der Schwester, zu der Grete Reich aus der Anstalt entlassen wird, nicht mehr das Familienhaus in der Stapenhorststraße, sondern ein Haus an der Stiftskirche in Schildesche nennt. Nach dem im April 1939 erlassenen „Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden“ verloren jüdische Menschen jeden Mieterschutz und wurden in sog. Judenhäusern unter äußerst beengten Verhältnissen einquartiert. In dem ehemaligen Haus des jüdischen

Arztes Dr. Bernhard Mosberg lebten z.B. 1940 bis zu 53 Menschen. Meist war dies die letzte Bleibe vor der Deportation¹¹. Dieses Haus hat die Zerstörungen des 2. Weltkrieges überstanden – an der damaligen Koblenzer Straße 4 gegenüber der Kunsthalle gelegen, müssen täglich Menschen, auch aus Bethel, daran vorübergegangen sein.

Später, als Grete Reich nach ihrer Entlassung zur Familie wieder mit Vater und Schwester in der Stapenhorststraße wohnt, ist in dem ehemaligen Privathaus das schon erwähnte jüdische Altersheim, von dem man nicht weiß, ob es auf Befehl der Gestapo oder auf Initiative der Reichsvereinigung der deutschen Juden eingerichtet wurde. Mehrere Jahre nach dem Krieg übernimmt die wiedererstandene jüdische Kultusgemeinde das Haus.

Noch einmal während meiner Spurensuche geht es um das Haus in der Stapenhorststraße. Um ihrem Kind die Ansprüche auf das Haus zu erhalten, weist die Schwester von Grete Reich jeden Gedanken an Auswanderung zurück. Nach dem Krieg bieten überlebende Verwandte der Tochter Unterstützung für eine Rücküberweisung ihres Erbes an. Sie bemüht sich nicht darum¹².

Das Stadtarchiv hat über alle neun von Bielefeld ausgehenden Deportationen Dokumente. Man weiß von der Deportation vom 31. 7. 1942 mit dem Ziel Theresienstadt, dem sog. Altentransport, mit dem auch Grete Reich in den Tod geschickt wurde, daß von 145 aus Bielefeld kommenden Menschen nur elf überlebten¹³.

Über diesen Transport erfahre ich durch einen Zufall weitere Einzelheiten. In einer Radiosendung wird eine aus Lemgo stammende Frau befragt, die als fünfzehnjähriges Mädchen zusammen mit ihrer Familie ebenfalls am

31. 7. 1942 nach Theresienstadt deportiert wurde. Frau R. lebt in Israel, kommt in den letzten Jahren aber regelmäßig in ihr großelterliches Haus nach Lemgo und hat, wenige Tage vor ihrer Rückreise, Zeit für mich für ein Gespräch.

Frau R. kannte 1942 eine in einem jüdischen Altersheim in Detmold lebende anfallsranke Frau, die vorher als Patientin in Bethel war, kann aber Namen und Gesicht nicht mehr erinnern. Es ist aber unwahrscheinlich, daß es sich um Grete Reich handelte. Sie hätte dann getrennt von ihren Angehörigen in Detmold gelebt. Aus den Erinnerungen von Frau R. entstehen aber Bilder, die, wenn man bereit ist, sich ihnen auszusetzen, etwas ahnen lassen von der seelischen und körperlichen Not der Menschen unmittelbar vor, während und nach den Transporten – so, wie es auch das Schicksal von Grete Reich war.

Bereits fünf Tage vor dem Deportationstermin mußte sich die Familie, Eltern, vier Kinder und zwei Großmütter, in Lemgo in der Polizeiwache einfinden mit wenig erlaubtem Gepäck und Verpflegung für einige Tage. „Meinen Eltern muß wohl das Herz wehgetan haben, daß sie nicht die erforderliche Nahrung für ihren kleinen Jungen, er war erst 1 Jahr und 5 Monate alt, mitnehmen konnten.“

Die Familie nimmt Abschied von allem, was ihr bisheriges bürgerliches Leben ausgemacht hat, auch einige treue Lemgoer Freunde wagen nachts ein Lebewohl. „Mein Vater beschloß, daß wir in kleinen Gruppen das Haus verließen, die Gestapo war schon im Haus. Ich weiß noch, daß ich mich an der Häuserwand entlangschlich, erinnere mich aber nicht mehr, wer mit mir ging, der Schmerz war zu groß, um alles wahrzunehmen.“

⁷ AaO, Hauptarchiv Bestand 2/37, 10. 4. 33.

⁸ AaO.

⁹ W. Benad: Unveröffentlichtes Manuskript, 1996.

¹⁰ J. Meynert/F. Schäffer, Die Juden in der Stadt Bielefeld während der Zeit des Nationalsozialismus in: Bielefelder Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Bd. 3, 1983, 208.

¹¹ AaO, 90.

¹² Persönliche Mitteilung.

¹³ Einwohner Entrechtete Bürger. Sieben Jahrhunderte jüdisches Leben im Raum Bielefeld, Ausstellung des Stadtarchivs. Katalog bearbeitet von M. Minninger/A. Stüber/R. Klussmann, in: Bielefelder Beiträge... Bd. 6. 1988

Auf der Wache wurde man „einzeln aufgerufen, in einen Raum geführt und wir mußten uns völlig nackt ausziehen. Sie suchten Geld oder Schmuck, fanden aber nichts.“ „Als ich herauskam, sah ich ringsherum auf dem Marktplatz eine Menschenmenge stehen...“ „Alle starrten mich an, ich hörte auch, wie jemand sagte, dies sei der Auszug der Kinder Israel. Spätnachmittags wurden wir dann in einen Autobus geladen... Inzwischen wußten wir schon, daß wir erst nach Bielefeld fahren.“

„Dort angekommen, brachten sie uns in einem großen Haus unter, das Haus hieß ‚Kyffhäuser‘. Man führte uns in einen großen Saal mit Stühlen, aufgestellt wie im Kino oder Theater. Dort saßen schon andere Leute. Der Saal wurde bis zum Abend ganz voll. Dann hieß es ‚Ruhe‘, und alle Namen wurden aufgerufen. Jeder mußte aufstehen und ‚Hier‘ rufen. Als der Name meines kleinen Bruders kam, hob meine Mutter ihn hoch. Dieses Bild werde ich auch nie vergessen... Es wurde immer später an dem Abend, die Leute wurden todmüde nach dem schweren Tag. Man ließ uns einfach auf den Bänken sitzen. Da und dort schlief jemand sitzend ein, und es gab auch einige Ohnmächtige oder Kranke... In Bielefeld gab es noch eine kleine jüdische Gemeinde. Sie mußten für uns sorgen, sie kochten ein Eintopfgericht und brachten uns Getränke... Genau weiß ich es nicht mehr, wir blieben noch 2 oder 3 Nächte im ‚Kyffhäuser‘ und wurden dann mit der Straßenbahn zum Güterbahnhof gebracht und dort ‚verladen‘.“

Aus Frau R.s Erinnerungen an die Strapazen der Reise nach Theresienstadt und an die Ankunft dort, zusammen mit 900 anderen unglücklichen und geängstigten Menschen: „Am 1. August 1942 kamen wir in ‚Theresienstadt‘ an... Wir wurden in Reihen aufgestellt. Die Koffer mußten wir im Zug lassen, nur Rucksack und Brotbeu-

tel durfte man mitnehmen. Es hieß, Alte und Kranke könnten fahren. Ich sah dann noch, wie man auf einen vollgeladenen Wagen meine Großmutter Frenkel mit anderen alten Leuten oben raufschmiß, wie einen Sack. Ich war erschüttert, dies zu sehen... Wir gingen etwa 2 oder 3 Stunden und kamen dann in einer großen Kaserne an. Meine Eltern und wir Kinder waren zusammen. Unsere Großmütter ging ich dann zwischen der Menschenmenge in tunnelähnlichen Gängen suchen. Auf der Erde kauend, zwischen Alten und Kranken fand ich meine Oma Frenkel. Es war ein erbärmlicher Anblick. Sie freute sich riesig mit mir, daß ich sie fand, aber sie war zerbrochen. Sie murmelte immer wieder ‚Der alte Gott lebt nicht mehr‘. Diesen Ausspruch werde ich mein ganzes Leben nicht vergessen!!! Man stelle sich die erniedrigende Lage einer alten, kranken Frau von 75 Jahren vor, die aus einem religiösen Haus kam... Was half das nun, hier waren wir Vertriebene, eine von den Nazis verfolgte Menschenrasse, die man wie Tiere behandelte.“¹⁴

Diese Behandlung erlitten auch Grete Reich, ihre Schwester und ihr alter Vater, der noch in Theresienstadt starb nach wenigen Monaten.

d) Menschen:

Dora und Helene P.

Die Lebensdaten über Dora, die Schwester, die sich während des Anstaltsaufenthaltes sehr um Grete Reich kümmert, verweisen auf ein besonders schweres Schicksal. Nach dem Tod ihres Mannes im Januar 1938 pflegt sie ihren Schwiegervater, der im November stirbt, und im Dezember 1938 trennt sie sich von ihrem einzigen Kind, das mit einem Kindertransport nach England gerettet werden kann. Was ihr bleibt, sind der alte erblindete Vater und eine kranke Schwester. Daß zwischen dem damals neunjährigen Kind und der Mutter noch Briefkontakte möglich waren nach der Aufnahme

in England und dem Ausbruch des Krieges, ist unwahrscheinlich, vielleicht gelangen sie durch Vermittlung des Roten Kreuzes.

Helene, die Nichte von Grete Reich, gehört zu den dreizehn Bielefelder Kindern, die auf diese Weise überlebten. Wie hart muß die Trennung für Eltern und Kinder gewesen sein! Einen Eindruck davon gibt ein Gedicht von Karen Gershon geb. Löwenthal, in Bielefeld als jüdisches Kind aufgewachsen, später als Autorin in England bekannt, die wie Helene mit dem Kindertransport vom 14. 12. 1938 nach England kam.

„Es schien ein ganz normaler Zug
der da durch Deutschland fuhr
und wer uns sah, der dachte wohl
es ginge in die Ferien

Obwohl verstoßen verstanden wir
noch nicht zu hassen, was uns lieb
und nun in solches Unrecht stieß.

Unsere Eltern ließen uns gehen
wohl wissend, daß Bleiben Sterben
hieß

dieses schreckliche Wissen verbargen
sie vor uns.

Wir, die wir da hindurchgingen, sind
nicht mehr dieselben
wie jene, die nie teilhatten an sol-
chem Untergang.“¹⁵

Das Kind Helene überlebt Verfolgung und Krieg. In den fünfziger Jahren ist eine Adresse in Kalifornien bekannt, und es gibt Briefkontakte zu Verwandten in Israel und Australien. Dann verliert sich die Spur der jungen Frau.

In einer Bahnhofsbuchhandlung fällt mein Blick zufällig auf ein ins Deutsche übersetztes Buch¹⁶, das die Rettung von 10000 jüdischen Kindern nach England in den Erinnerungen ehemaliger Kinder beschreibt, die heute Menschen zwischen sechzig und siebzig Jahren sind. Die Herausgeberin, selbst ein ‚ehemaliges Kind‘, unterhält Kontakte zu anderen Geretteten. Auf

eine Anfrage hin verspricht sie, nach der Adresse von Helene P. zu forschen.

Ob die erloschene Spur doch weiterführt? Und wird Helene P., die offenbar alle Kontakte zu überlebenden Verwandten abgebrochen hat, bereit sein, Erinnerungen an ihre Tante Grete Reich mitzuteilen?

Herbert und Marianne P.

Wer aus der Verwandtschaft könnte Grete Reich noch gekannt haben? Von der Bielefelder Familie, in die die Schwester Dora eingehiratet hatte, leben die Geschwister P. in Israel. Die verwandtschaftlichen Beziehungen sind etwas weitläufig, es gab briefliche Kontakte zu Dora, aber von ihrer Deportation und ihrem Tod erfuhren die Verwandten erst nach dem Krieg, und von der Existenz der kranken Schwester Grete hatten sie nie etwas gehört. War Grete Reich mit ihrer Krankheit und der Diagnose ‚genuine Epilepsie‘ eine besonders große Belastung für die ältere Schwester, die sich während des Anstaltsaufenthaltes für sie verantwortlich fühlte, in der Familie ihres Mannes aber darüber schwieg?

Meine Erwartung, über die Verwandten in Israel etwas über den Aufenthalt der Nichte Helene zu erfahren, erfüllt sich nicht. Es gibt schon lange keinen Kontakt mehr.

Statt dessen entwickelt sich ein Briefwechsel, und im Herbst 1994 kommt es in Israel während meines Urlaubs zu einer persönlichen Begegnung. Ich weiß inzwischen, daß die Familie bis zu ihrer Emigration nach Israel in dem Eckhaus in unserer Straße gewohnt hat. Ich erfahre etwas über die Ausgrenzung jüdischer Schülerinnen in einer Bielefelder Schule und über die zukunftslose Situation eines jungen Medizinstudenten in den Jahren nach 1933. Ich lese über jüdische schlagende Studentenverbindungen, 1933 zwangsaufgelöst, aber bis dahin seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts

¹⁴ Forum Lemgo, Überleben. Der Leidensweg der jüdischen Familie Frenkel aus Lemgo, 1987, in: Schriften zur Stadtgeschichte, H. 1.

¹⁵ S. Anm. 13, 217.

¹⁶ R. Göpfert (Hrsg.), Ich kam allein. Die Rettung von zehntausend jüdischen Kindern nach England 1938/39, dtv, München 1994.

ein Versuch, dem wachsenden Antisemitismus studentischer Kreise nicht wehrlos ausgesetzt zu sein. Herr P. erwähnt seinen Bundesbruder Dr. Mosberg, „... der viele Jahre lang in Bethel mit Nachsorge für Kriegsverletzte betraut war... doch litt er als Jude unter der antisemitischen Einstellung mancher Kollegen und mußte seine Stellung noch vor 1933 aufgeben... aber daß die neue Werkstatt am Quellenhofweg den Namen Bernhard Mosberg erhielt, ist ein Zeichen dafür, daß seine Leistung in Bethel nicht vergessen ist.“

Es gibt in den Briefen noch mehr Erinnerungen an Bethel: „Natürlich kannten wir das großartige Werk von Friedrich von Bodelschwingh, und viele Gebäude, wie Sarepta, die Zionskirche und das Haus Feierabend waren für uns keine fremden Begriffe“, und die Erinnerung des damals Achtjährigen an die Blinddarmoperation durch den Chefarzt Wilmanns in Gilead ist noch lebendig.

Aus der Frage nach der alten Kastanie vor dem früheren Haus der Familie klingt an, was neben dem Verlust einer geachteten bürgerlichen Existenz in Deutschland und der gewalttätigen Vertreibung aus allem, was einmal Heimat war, noch immer an innerer Verbindung geblieben ist: „... wir freuten uns im Frühling immer über die weißen Blütenkerzen. Ich habe von jeher eine Schwäche für alte Bäume – schon weil es hier so wenige davon gibt, und in einem meiner ersten Briefe nach dem Kriege fragte ich, ob am Niederwall noch die alte Platane steht. Zu meiner Beruhigung: Sie ist noch da und sie wird heute an die 180 Jahre alt sein.“

Bei meinem Besuch finde ich zwei alte Menschen vor in einer Wohnung mit vielen Büchern und Bildern und mit einer Lebensart, die mir sehr vertraut erscheint. Die Gespräche sind vorsichtig, aber sehr freundlich. Ich erfahre etwas von den Härten, in schwerer Zeit eine Existenz aufzubauen, in einem fremden Land mit fremdem Klima und fremder Kultur, das doch zu einer neuen Heimat geworden ist. Ich ahne et-

was von den Schwierigkeiten, Verbindungen in die alte Heimat zu den wenigen vertrauenswürdigen Freunden von früher aufrechtzuerhalten über den tiefen Abgrund hinweg aus den Jahren der Verfolgung, Demütigung und Vernichtung. Der Besuch ist eine Bereicherung für mich.

Familie G.

Familie G. gehörte zu den wenigen alteingesessenen jüdischen Familien in Schildesche. In einem der Häuser G. haben Dora P. und ihr Kind Helene zeitweilig gelebt, dorthin ist Grete Reich nach Eintragungen im Stationsbuch „entwichen“. Das Stadtarchiv besitzt die Adresse einer überlebenden Verwandten der Familie G. in Brasilien. Erinnert sich vielleicht diese Verwandte an Dora und Helene P. und an Besuche von Grete Reich in dem Haus in Schildesche?

Mein Brief wird sofort und mit großer Hilfsbereitschaft beantwortet. Da die Familie aber schon 1937 nach Uruguay auswanderte, kann es keine Begegnung gegeben haben. Aber: „Ich werde etwas für Sie unternehmen. Wir haben noch einen Verwandten in England, der mit einem Kindertransport noch gerettet wurde. An ihn werde ich schreiben und anfragen, ob er evtl. Helene P... getroffen hat. Auf jeden Fall finde ich es wunderbar, daß man diesen Grete-Reich-Weg taufte. Im Namen dieser Frau danke ich Ihnen und der Stiftung für diese Tat, die uns zeigt, es gibt doch noch ‚MENSCHEN‘...“

Während des Sommers 1994 treffe ich zufällig einen Herrn, dessen Familie seit langem am Kirchplatz in Schildesche wohnt. Als ich ihn nach der jüdischen Familie G. frage, erzählt er, das seien gute Nachbarn seiner Eltern gewesen, und seine Mutter habe sehr unter dem schrecklichen Schicksal der Familie G. gelitten. Nach der Deportation der Nachbarn sei seine kinderreiche katholische Familie aus dem beengten Haus, in dem sie bis dahin wohnte, in das leerstehende Haus der Familie G. eingewiesen worden. Er sei aufgewachsen mit Gegenständen aus

dem Haushalt der jüdischen Familie, und von den wertvollen Teppichen der G.s könne man sicherlich noch heute einige in Schildescher Häusern finden.

Auf meine Frage nach Einquartierungen anderer jüdischer Mitbewohner kann Herr S. nicht antworten. Er bedauert, daß seine Mutter, die davon bestimmt gewußt habe, nicht mehr lebt, um darüber Auskunft geben zu können.

Als ich einige Monate später noch einmal telefonisch in Schildesche auf die Suche gehe, stellt sich heraus, daß eine Tante von Herrn S. eine Jugendfreundin von Frau M. in Brasilien ist. Der Briefkontakt, der schon einmal nach dem Krieg entstanden und dann wieder eingeschlafen war, soll neu beginnen.

Leonore und Ursula R.

Eine letzte Spur auf der Suche nach Angehörigen von Grete Reich beginnt im Januar 1939. Damals kam ein Bruder mit seiner Familie aus Kassel für wenige Tage nach Bielefeld, wahrscheinlich, um sich vor der Emigration nach Australien von seinem alten Vater und den Schwestern zu verabschieden. Dank der polizeilichen Meldebestimmungen jener Zeit sind die Personalien der Familie und das Datum der Ausreise im Stadtarchiv bekannt.

Die Kinder Leonore und Ursula waren damals zwölf und acht Jahre alt. Erinnern sie sich vielleicht an ihre Tante Grete und wissen aus Familiengesprächen mehr über den persönlichen

Hintergrund? Aber wie findet man Menschen nach so langer Zeit und mit so wenigen Anhaltspunkten für die Suche?

Eine Möglichkeit wären Entschädigungsakten in Kassel, wo die Familie ihren Besitz aufgegeben hatte, die jüdische Gemeinde in Kassel oder der Internationale Suchdienst der Heilsarmee, auf den ich hingewiesen werde. Die Anfragen bleiben zunächst erfolglos. Ein weiterer Versuch über die Australische Botschaft in Bonn hilft weiter. Unsere Anfrage gerät über 2 deutsche Generalkonsulate in Australien an eine jüdische Wohlfahrtsorganisation, und im Oktober 1994 kommt tatsächlich eine Antwort mit den Adressen der Schwestern. Das erscheint fast unglaublich!

Die Hoffnung auf weitere persönliche Informationen über einen Briefwechsel mit den Schwestern erfüllt sich allerdings nicht so leicht. Es dauert noch Monate, bis eine Antwort kommt, und ich erfahre im Grunde nicht mehr, als mir schon bekannt ist. Aber ein kostbares Geschenk ist dem Brief beigelegt – ein Foto aus dem Familienalbum, das Grete Reich als anmutige junge Frau zeigt.

Das Gedenken an Grete (Marguerite) Reich hat Gestalt angenommen.

Ingrid Stock-Döring, Zentralinstitut für betriebliche Fort- und Weiterbildung der Von Bodelschwinghschen Anstalten Bethel, 33617 Bielefeld

BÜCHERSCHAU

Wolfgang Scherffig: *Junge Theologen im ‚Dritten Reich‘. Dokumente, Briefe, Erfahrungen*, 3 Bde., Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn 1989, 1990, 1994, 224 S., 315 S., 469 S., 24,80/38,-/68,- DM.
Karl-Adolf Bauer (Hrsg.): *Predigtamt ohne Pfarramt? Die ‚Illegalen‘ im*

Kirchenkampf. Mit einem Geleitwort von Eberhard Bethge, Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn 1993, 192 S., vergriffen.
Albrecht Goes: *Unruhige Nacht*, Reclam-Verlag, Stuttgart 1993, 3,- DM.
Wolfgang Scherffig (Jahrgang 1913) legt mit seinem dreibändigen Opus